

»Mit 78 ist man ein unsicherer Passagier« Theodor Fontanes letztes Lebensjahr an der Schwelle zum 20. Jahrhundert

1

Wohl keine Bemerkung Fontanes über einen anderen Menschen ist so häufig auf ihn selbst bezogen worden, wie das späte Urteil über seinen eigenen Vater: »Denn wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich.« (MK 151) Das ist zwar die wiedergutmachende Geste gegenüber einem lange Jahre kritisch gesehenen Vater, der nun zu seinem Sohn ein paar bereuende Sätze über die Irrtümer und Fehler seines Lebens gesagt hatte. Aber es wäre zu bedenken, ob es sich hier nicht um eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gegenüber dem lebenslustigen, verschwenderischen, seiner Familie gegenüber verantwortungslosen Charmeur, Spieler und Gesellschaftsmenschen Louis Henri Fontane handelt. Der nämlich lebte »ganz zuletzt« resigniert, eingezogen und abgeschnitten von der heiteren Geselligkeit, die er so schätzte, in einem winzigen Haus in einem öden Nest »mit einer Haushälterin von mittleren Jahren, die nach dem Satze lebte ›Selig sind die Einfältigen‹, aber einen etwas weitgehenden Gebrauch davon machte« (MK 152). Er empfing seinen Sohn zum letzten Mal im Frühjahr oder Sommer 1867 »in einem aus einer weit zurückliegenden Zeit stammenden und deshalb längst zu eng gewordenen Rocke« (MK 154 f.) und wiederholte seine Standardgeschichten (»Ja, ich weiß es, Papa; du hast mir öfter davon erzählt«, MK 153). Und das soll der eigentliche Louis Henri Fontane gewesen sein?

Fontanes Fehleinschätzung legt die Frage nahe, ob nicht auch die Nachwelt es sich zu bequem gemacht hat, wenn sie den alten Fontane unbedenklich immer wieder zum »eigentlichen« erklärt hat, ob nicht doch einiges Wesentliche und Wesentliche des ganzen Fontane darin fehlt. Aber wie war Fontane »ganz zuletzt«? Wie lebte er in seinem letzten Jahr, was erlebte, schrieb und veröffentlichte, dachte und empfand er? Und wie sah er aus? Die lebendigste Momentaufnahme aus seinem letzten Lebensjahr hat Franz Servaes überliefert:

Als ich ihn das letztmal sah, etwa zwei Monate vor seinem Tode, war das mitten im tosenden Lärm der Weltstadt und doch ein wenig abseits: [...], ganz nahe beim Potsdamer Platz. Da stand er vor dem Palast-Hotel, den blaugrünen schottischen Schal locker um die Schultern, stand allein und blickte halb über das Gewühl hinweg, mehr in der Stellung eines

Lauschenden als eines Schauenden. Fast erschrak ich ein wenig, [...]: So alt schien er mir plötzlich geworden, so nahe dem Verfall. Aber dennoch lag etwas ungemein Ehrwürdiges in der ganzen Erscheinung. Er schien völlig in Sinnen verloren, beinahe der Welt schon entrückt. Etwas wie ein kindliches seliges Staunen, wie dankesfrohes Mitgenießen lag auf seinen Gesichtszügen, in denen die Augen einen eigenen, gleichsam verklärten Glanz hatten.¹

Fontane verklärt in der Pose des allweisen, nahezu blinden alten Sehers, seiner Zeit enthoben und voraus. Eine bedenkliche Stilisierung, denn zunächst einmal muß festgehalten werden, daß Theodor Fontane ganz und gar eine Gestalt des 19. Jahrhunderts ist. Von der späten Romantik, über Biedermeier, Junges Deutschland, Vormärz und Realismus hat er bis zum Naturalismus alle literarischen Bewegungen seines Saeculums mitvollzogen, vom politischen Aufbruch in den 1830er und 40er Jahren über die reaktionären Jahrzehnte nach der 1848er Revolution, die Reichseinigung und Bismarckzeit bis zum Höhepunkt des Wilhelminismus alle politischen Veränderungen mit durchlebt. Da man heute geneigt ist, an Fontanes späten Romanen das Moderne wahrzunehmen - etwa den Relativismus, die Skepsis, die hermetische Metaphorierung des Psychologischen, die Antihelden, den Polyperspektivismus und die suggestive Offenheit -, verdient Fontanes Verhaftetsein im 19. Jahrhundert hervorgehoben zu werden. Das war es doch wohl, was Kurt Tucholsky in seinem Gedenkartikel zu Fontanes 100. Geburtstag unter dem Schock des ersten Weltkriegs meinte, als er schrieb: »Der alte Fontane ist nicht am 20. September 1898 gestorben. Er starb am 1. August 1914. Er wäre heute etwas völlig Unmögliches. [...] Vorbei, Vorbei.«²

Es gibt keinerlei Hinweis darauf, daß Fontane die tatsächlich ins 20. Jahrhundert hinüberführende Literatur seines letzten Jahres, ja, seines letzten Jahrzehnts noch wahrgenommen hat. Seit etwa 1890 publizierten Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke und Arthur Schnitzler, dessen atemberaubender *Reigen* noch zu Fontanes Lebzeiten geschrieben wurde,³ und auch die ersten Erzählungen Heinrich und Thomas Manns hätte Fontane durchaus noch lesen können. Schon hier ist Gelegenheit, das Stichwort vom »unsicheren Passagier«⁴ einzuführen, das Fontane im letzten Lebensjahr für sich in Anspruch nahm. Aus ganz privaten Gründen hätte man ihm gewünscht, den Beginn des 20. Jahrhundert zu erleben: Am 30. 12. 1899 wäre er 80 Jahre alt geworden, und am 15. 10. 1900 hätten Emille und Theodor Fontane ihre goldene Hochzeit gefeiert. Die zu erwartenden Ehrungen zum runden Geburtstag wären ihm - wie schon die offizielle Feier seines 70. - sicher ein Graus gewesen. »Der Adel deutscher Nation«, den er schon beim 70. und 75. Geburtstag vermißt hatte, war ihm nach den *Poggenpuhls* und

dem *Stechlin* nicht gewogener. Er hatte auch bei seinem letzten, dem 78. Geburtstag gefehlt, an dem ihm nur die »Kollegenschaft« und »allenfalls noch die Judenschaft«,⁵ angemessen gratuliert hatten. Aber den öffentlichen Ruhm, den er so lange hatte entbehren müssen, hatte er nun ohnehin. Er brauchte nicht mehr zuzusehen, wie andere, Geringere - etwa Paul Heyse oder Friedrich Spielhagen - als Berühmtheiten gefeiert wurden; er wurde es selbst. Wenn er sich für ein Geschenk von Wein zum 78. Geburtstag mit der ironischen Bemerkung bedankte, er werde ihn brauchen, »wenn sich Bismarck zum Frühstück bei mir ansagt«,⁶ so klang das so absurd nicht mehr - sofern in einer Gesellschaft, die, wie Fontane es im Januar 1898 nannte, »den Indern an Kastengeist über«⁷ war, ein solcher Fürstenbesuch im 3. Stock von Potsdamer Straße 134c möglich gewesen wäre.

Die goldene Hochzeit dagegen hätte Fontane zweifellos mit Stolz begangen. Gerade wenn man dem rückblickend verklärenden Urteil von Fontanes Tochter aus dem Jahr 1905 skeptisch gegenübersteht - »Tatsächlich ist die Ehe meiner Eltern die glücklichste, bewahrtste und schön menschlichste gewesen, in die ich je Einblick gehabt und ganz sicher ist die Zuneigung meines Vater für meine Mutter größer und unkomplizierter gewesen wie umgekehrt«⁸ -, möchte man es für ein entschiedenes menschliches Verdienst halten, daß anders als die Ehe seiner Eltern Fontanes eigene trotz der gegensätzlichen Charaktere der beiden Partner ihre zahlreichen Krisen überdauerte. Nun im Alter betrachteten zweifellos der Dichter mit der »hypersensitive[n] Organisation«,⁹ mit den ausgesprochenen Junggesellenallüren und der familiären Laissez-faire-Einstellung - ist Fontane als Vater eigentlich schon ausreichend charakterisiert worden? - und die auf bürgerliche Reputation und einen Titel bedachte, unter dem mangelnden Wohlstand der Familie leidende und zu nörgelndem Mißmut neigende Ehefrau ihr langes gemeinsames Leben als erfüllt und glücklich.

Fontane ein unsicherer Ehe-Passagier? Ja, aber doch nur innerhalb seiner Ehe, denn diese selbst stellte er wohl nach der ersten Verlobungszeit niemals ernsthaft in Frage. Wenn allerdings Emilie »vor der Zeit alt« wurde - »eben erst 56 wirkt sie als ob sie 66 wäre«¹⁰ -, dann war das sicher nicht zuletzt Fontanes Schuld, der seiner Frau in der gemeinsamen Ehe gelegentlich Unsägliches und Unerträgliches zumutete. Daß *Von Zwanzig bis Dreißig* kurz vor dem Ende eine als »vollständige Verherrlichung«¹¹ gemeinte Darstellung des »Abruzzenkinds« Emilie enthält und mit der Hochzeit schließt, empfindet man als durchaus angebrachte Geste.

Gesundheitlich ging es Fontane nicht mehr besonders gut. Wenn er im letzten Jahr nicht regelrecht krank war, befand er sich doch oft in einem »gesundheitliche[n] Halbzustand«¹². Er litt an zu niedrigem Blutdruck, »36 Pulsschläge in der Minute gerade die Hälfte des Normalen:«¹³ »nach zwei, drei Stunden« sei er »mit der Kraft [seiner] Nerven fertig.«¹⁴ Schon Ende November 1897 erlitt er in der Mohrenstraße einen Schwächeanfall und mußte sich in einer Droschke nach Hause fahren lassen.¹⁵ Vor allem in den ersten beiden Monaten des neuen Jahres, das er und Emilie »punschlos, einen einzigen Pfannkuchen in der Hand«¹⁶ begrüßten, waren mühsam: »Husten, Asthma und, was das schlimmste war, eine totale Nervenpleite stellten sich ein.«¹⁷ Gegen Ende litt er an »unbequeme[n] Magenstörungen«¹⁸ und einer solchen generellen Erschöpfung und Müdigkeit, daß ein »tiefe[s] Verlangen nach Ruhe«¹⁹ »das prädominierende Gefühl [...] ›Lägst du nur erst wieder im Bett‹«²⁰ hervorrief.

Wenn Fontane in einem Gedichtentwurf des letzten Jahres schrieb, »Zwischen Treptow und Stralau / Führt mein Kahn«,²¹ so war auch das wohl schon eine Übertreibung. Und doch absolvierte er mit Emilie noch 2 größere Reisen: Vom 18. 5. bis zum 28. 6. hielten sich Fontanes im Sanatorium »Weißer Hirsch« bei Dresden auf, und vom 2. 8. bis um den 7. 9., also bis 14 Tage vor seinem Tod, verbrachten sie, wie schon mehrmals in den Jahren davor, in Karlsbad. Gut zwei Monate seines letzten Lebensjahres also befand sich Fontane nicht in Berlin, aber beide Reisen waren nicht gerade das, was man heute ›Abenteuerurlaub‹ nennt.²²

Abgesehen von den Reisen kontrastierte das endlich erreichte öffentliche Ansehen nun mit dem zurückgezogenen Leben des Greises in der Mitte Berlins. Die meisten Freunde seiner Generation waren ohnehin tot, so Bernhard von Lepel, Mathilde von Rohr, Karl Zöllner, Friedrich Witte, Hermann Scherz, Wilhelm und Henriette von Merckel, Wilhelm Lübke, das Ehepaar Wangenheim und Theodor Storm. Ja, auch eins seiner erwachsenen Kinder, den ältesten Sohn George, hatte Fontane schon vor Jahren verloren. Da war es ein Glück, daß er sich durch sein Verständnis für die junge Generation der Berliner Autoren und Kritiker neue, sehr viel jüngere Freunde erworben hatte, die im wesentlichen den geistigen Umgang seines letzten Jahrzehnts ausmachten und ihm die naturalistische Literatur nahebrachten. So schrieb er am 7. 11. 1897 an Paul Schlenther, einen dieser jungen Freunde, den er aber im Januar 1898 verlor, weil Schlenther als Burgtheaterdirektor nach Wien ging: »Gestern abend waren [Otto] Brahm und [Gerhart] Hauptmann bei uns und wenn sie sich so gut amüsiert haben wie ich mich, so kann ich zufrieden sein.«²³

Obwohl er mit ihm vermutlich nie in seinem Leben ein Wort gewechselt hatte, erschütterte Fontane im letzten Lebensjahr der Tod eines weiteren Menschen ganz besonders. »Papa sitzt am Schreibtisch und weint«,²⁴ schrieb seine Tochter Mete an Anna Witte, als die Nachricht von Bismarcks Tod am 31. 7. 1898 eintraf. Es mußte ihn wie das Ende einer Epoche, das Ende *seiner* Epoche treffen. Mit keinem anderen Generationsgenossen, mit keinem anderen Menschen hat sich Fontane, wie bekannt und vielfach erörtert, »bewundernd viel und viel scheltend«, so intensiv auseinandergesetzt wie mit dem Reichsgründer, der wie er selbst erst später im Leben seine großen Taten vollbrachte, dessen Politik er durch die Arbeit an seinen Kriegsbüchern so intensiv wie wenige Zeitgenossen verfolgte und der in seinen Romanen die durchgängigste Hintergrundfigur bildet, wobei »immer von ihm die Rede (ist) wie von Karl oder Otto dem Großen«. ²⁵ Nun noch ein Bismarck-Gedicht zu schreiben, lehnte er ab, aber ganz gegen seine Absicht und wider Willen seine innere Bewegung verratend, formte sich in ihm, »aus den Wolken gefallen, ein Geschenk«, dann morgens am 3. 8., »als ich meinen Thee eben intus hatte«, ²⁶ doch ein Gedicht, das noch am selben Abend in der *Vossischen Zeitung* erschien, Fontanes einzige Einzelgedichtpublikation des letzten Lebensjahres und damit auch, durchaus passend, sein letztes zu Lebzeiten veröffentlichtes Poem: »Wo Bismarck liegen soll«. Es war bezeichnenderweise eine demonstrative Geste gegen Kaiser Wilhelm II., der durch ein Staatsbegräbnis im Berliner Dom die Einvernahme des toten Bismarck zu dynastischen und staatlichen Zwecken plante: »Nicht in Dom oder Fürstengruft, / Er ruh in Gottes freier Luft«, ²⁷ begann, dem Kaiser offen widersprechend, Fontane sein Gedicht.

Wenn kein Besuch angesagt war, hatte Fontane es schon seit langem gern bequem. Er war in ein »Räubercivil« gekleidet, in dem er sich »beinah mit Rücksicht auf Sittlichkeitsparagraphen«²⁸ nicht zeigen konnte. »Im ungestärkten Hemd mit einer seiner vielen alten Hosen sowie einem Schlafrock-Dienste leistenden, gleichfalls hochbetagten Überzieher« hielt er sich in der Wohnung auf. Eines Tages rutschte beim Aufstehen seine ausgebeutete Hose, und schlagfertig rief sein anwesender Sohn Theo: »Abfall der Niederlande.«²⁹ Gesellschaftliche Einladungen, Aufforderungen zu literarischer Mitarbeit, zu Vorträgen und zu Rezensionen lehnte er nun fast immer ab. »Ich bin 78, abgeklappert, asthmatisch und komme nur noch in ganz seltenen Fällen aus dem Hause. Bei jedem Gespräch werde ich heiser und eine Vorlesung halten, liegt außerhalb der Möglichkeit«³⁰ - so entschuldigte er sich bei einem solchen Anlaß.

Fontanes schlechter Gesundheitszustand und die publizistische Zurückhaltung hingen zweifellos auch mit seiner immer noch erstaunlichen Arbeitslast zusammen. Er hatte »Correkturmassen«³¹ zu bewältigen, bis Weihnachten

1897 die gesamten Fahnenkorrekturen und im Sommer 1898 die »Hunderarbeit«³² derjenigen der Buchausgabe des *Stechlin*; hinzu kamen zwischen Herbst 1897 und Ende Januar 1898 die letzten Arbeiten an *Von Zwanzig bis Dreißig*. Fontanes letztes Jahr gleicht in dieser Hinsicht allen Jahren seines Lebens mindestens seit seiner Heirat. Seine schriftstellerische Arbeitsleistung über Jahrzehnte hin war ungeheuerlich. Ein nie abreißender Strom von Texten aller Art - Gedicht, Erzählung, Roman, Sachbuch, Kriegsbuch, Autobiographie, Feuilleton, Reisebericht, Theaterkritik, Glosse, Rezension, politische Korrespondenz, Ausstellungsbericht, wissenschaftlicher Beitrag und, last, but not least, Brief - entsprang Fontanes Feder. Bis zuletzt erhielt er seine intensive Korrespondenz aufrecht. Aus den letzten 365 Tagen seines Lebens sind 213 Briefe erhalten. Nimmt man hinzu, daß etwa die Hälfte aller Fontane-Briefe verloren gegangen ist, dann heißt das, daß er auch jetzt noch pro Tag mindestens einen Brief schrieb. Noch immer aber gab es Tage, an denen er 5 oder mehr Briefe schrieb, so am viertletzten Tag seines Lebens. Im Hinblick auf die Arbeit ein unsicherer Passagier? Entschieden: nein, zu keiner Zeit seines Lebens.

3

Er nannte es ein Jahr vor seinem Tod »famos, aber doch gewagt«, daß Leopold von Ranke, »als er 80 wurde, [...] vergnügt die Hände reibend (sagte) ›nun werd' ich eine Weltgeschichte schreiben«.³³ Aber nichts könnte typischer sein, als daß er selbst 4 Tage vor seinem Tod verkündete: »Ich will ein Buch schreiben.«³⁴ Es handelte sich um das 1889 begonnene, ihm besonders märkisch erscheinende Projekt *Das Ländchen Friesack und die Bredows*, dem sich Fontane in den letzten Wochen seines Lebens wieder zugewandt hatte, um »der ganzen Welt [zu] zeigen, wie man das eigentlich machen muß«³⁵ - eine für Fontanes zwiespältige Selbsteinschätzung als Schriftsteller bezeichnende Aussage, denn während er einerseits mit zunehmenden Jahren immer häufiger bei seinen so verschiedenartigen literarischen Projekten den Anspruch des Vorbildhaften erhob, räumte der späte Fontane 10 Monate vor seinem Tod, als er doch alle seine späten Romane schon geschrieben hatte, andererseits nur seiner Lyrik eine »50jährige Unsterblichkeit«³⁶ ein; und als der Jugendfreund Max Müller in seinen 1898 veröffentlichten Lebenserinnerungen schrieb, Fontane sei durch seine Lebenskämpfe gehindert worden, sein dichterisches Potential zu verwirklichen, winkte er ab: »Das Bißchen, was in mir war, ist auch so rausgekommen. Ich habe mein Schicksal nicht anzuklagen.«³⁷ Es war mehr als ein »Bißchen« und die hübschen Zeilen aus

dem letzten Lebensjahr, »Aus den erträumten Orgelakkorden / Ist ein Tiptipp am Spinett geworden«,³⁸ waren denn doch eine Untertreibung.

Man braucht sich nicht zu beklagen, daß *Das Ländchen Friesack* Fragment blieb, denn die recht umfangreichen Vorarbeiten rechtfertigen kaum Hans-Heinrich Reuters Urteil, daß dies keine »Rückkehr >zu den alten Göttern«³⁹ - den märkischen - gewesen wäre. Lebte denn nicht ohnehin das Märkische thematisch und atmosphärisch subtil und reizvoll integriert im letzten märkischen Roman? Um das bestätigt zu sehen, braucht man nur das 1. Kapitel von *Der Stechlin* zu lesen, in dem die in den *Wanderungen* angestrebte Symbiose von Natur, Kulturlandschaft und Mensch, aber angereichert durch ein progressives politisches Bewußtsein, sich vor den Augen der Leser entfaltet.

Auch ohne *Das Ländchen Friesack* war 1897/98 publizistisch eins der erfolgreichsten Jahre des Schriftstellers. Das 6zeilige Gedicht »Als ich zwei dicke Bände herausgab«, das sich bei Fontanes Tod auf seinem Schreibtisch fand (»Zwölfhundert Seiten auf einmal / Und mit 78 (beinah ein Skandal«) war noch eine Untertreibung: Nicht nur *Von Zwanzig bis Dreißig* und *Der Stechlin* erschienen, sondern 2 weitere Werke. Anfang Dezember 1897 kam die 5. und letzte Auflage der *Gedichte* mit 14 neuen Texten heraus, so daß ein Teil der heute so geschätzten späten Lyrik Fontanes schon zu Lebzeiten präsent war; und Anfang April 1898 war die 3., einbändige Auflage von *Vor dem Sturm* auf dem Markt. So lagen nun im Todesjahr die beiden großen märkischen Romane Fontanes, sein erster und sein letzter - dieser jedenfalls vor seinem Tod im Vorabdruck -, nebeneinander vor - ein bedeutsames Zusammenreffen, denn es ließ einerseits Fontanes Konsistenz in der Gestaltung von Figuren und Konfigurationen, Dialogen und märkischem Lebensraum, aber andererseits auch den Weg Fontanes vom konservativ-»vaterländischen«, wenn auch beziehungsreich, so doch konventionell erzählenden zum politisch kühnen, unendlich differenzierten Romancier ermessen. Man betrachte, um die Souveränität des letzten Fontane zu erkennen, eine miniaturhaft kurze Szene aus dem *Stechlin*:

Engelke hatte sich in die nebenan gelegene Dienststube zurückgezogen; ein heller Schein fiel von der Veranda her durch die Balkontür und gab dem etwas dunklen Zimmer mehr Licht, als es für gewöhnlich zu haben pflegte. Dubslav hielt die »Kreuzzeitung« in Händen und schlug nach einem Brummer, der ihn immer und immer wieder umsummte. »Verdammte Bestie«, und er holte von neuem aus. Aber ehe er zuschlagen konnte, kam Engelke und fragte, ob Uncke den gnädigen Herrn sprechen dürfe.

»Uncke, unser alter Uncke?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Na, natürlich, kriegt man doch mal wieder 'nen vernünftigen Menschen zu sehn. Was er nur bringen mag? Vielleicht Verhaftung irgendwo: Demokratennest ausgenommen.«

Agnes horchte. Verhaftung! Demokratennest ausgenommen. Das war doch noch besser als ein Märchen »vom guten und bösen Geist«. (DS 362)

Der märkische Junker zwischen dem fast unter politischem Verfolgungswahn leidenden preußischen Polizisten Uncke und dem 10jährigen, unehelichen Proletarierkind Agnes; die als Fliegenklatsche zweckentfremdete hochkonservative *Kreuzzeitung* - hat sie je etwas anderes getan, als nach Fliegen zu klatschen? -; ein größerer Grad von »Erleuchtung«; politische Subversion als Märchen - hier nimmt die Welt Spielcharakter an. Ein solcher Erzähltext mit seinen impressionistischen Reizen und der Art, wie sich Wirklichkeitspartikel ironisch zu neuen Sinneinheiten zusammensetzen, in denen sich der wahre Zustand verrät, überschreitet doch wohl die Grenze zum 20. Jahrhundert? Wie kann man, wie es gelegentlich geschehen ist, beim *Stechlin* von Fontanes entgleitender künstlerischer Gestaltungsfähigkeit sprechen?

Die gleichzeitige Präsenz von *Vor dem Sturm* und *Der Stechlin* im Todesjahr 1898 ist auch dadurch signifikant, daß ihre *Handlungen* - die zweite und die letzte Dekade des 19. Jahrhunderts - Fontanes Lebenszeit und den tiefsten Fall und höchsten Triumph Preußens umspannen, mit dessen Schicksal und Idee sich Fontane sein Leben lang auseinandersetzte; und beide repräsentieren auch die Spannweite von Fontanes politischen Orientierungen zwischen leidenschaftlichem Borussismus und leidenschaftlicher Kritik an ihm. Wie *Vor dem Sturm*, schrieb Fontane, ist *Der Stechlin* »auch patriotisch, aber schneidet die Wurst von der andern Seite an und neigt sich mehr einem veredelten Babel- und Stöckerthum, als einem Zieten- und Blücherthum zu«.⁴¹ Eine irritierende Formulierung allerdings, denn schließlich gehörte ein geradezu kriegerischer Antisemitismus als zentrales Element zum Programm der »christlich-sozialen Partei« des Hofpredigers Adolf Stoecker, von dem John Röhl sagt, er »löste die erste Welle des Judenhasses in der neueren deutschen Geschichte aus«.⁴² *Der Stechlin* ist ein Roman nicht der Wiederherstellung Preußens durch Wandel wie *Vor dem Sturm*, sondern des notwendigen radikalen Wandels von »Dynastie, Regierung, Adel, Armee, Gelehrtenthum« in Preußen-Deutschland, ein Roman, in dem zum einzigen Mal bei Fontane die arbeitende Bevölkerung und ihre sozialdemokratischen Repräsentanten auftreten, auch wenn sie - wie das politische Leben der Zeit insgesamt - der Kritik des Autors nicht entgehen. Darin und in dem Gegensatz von Rückwärts- und Vorwärtssehen liegen zwischen *Vor dem Sturm* und *Der Stechlin* Welten.

Daß er politisch in seinem Leben ein unsicherer Passagier gewesen war, war dem späten Fontane wohl bewußt; und da seine politischen Richtungswechsel zu den kontroversesten Themen der Forschung in den letzten Jahrzehnten gehören, ist es schade, daß es an späten Äußerungen des ›Angeklagten‹ fast ganz fehlt. Aber vielleicht ist die ganze Frage überschätzt worden, weil sie zum Teil nicht dem Bedürfnis entsprang, Fontane gerecht zu werden, sondern eigene politische Orientierungen durch seine Autorität bestätigt zu sehen, ihn politisch zu vereinnahmen. Fontanes wiederholte politische Neuorientierungen sind in sich selbst ja kein Anlaß zur Kritik. Eher sollte ein Mensch, der im Lauf eines fast 80jährigen Lebens seine politischen Überzeugungen nicht ändert, Verdacht erregen. Vielleicht ist dabei sogar die dialektische Entwicklung vom Radikalismus über den Konservatismus zu einer neuen Radikalität des politischen Urteils nicht einmal untypisch. Nicht umsonst sagt man immer wieder, daß Enkel und Großeltern sich besser verstehen als Kinder und Eltern. In den 3 Hohenzollernkaisern spielte sich diese Generationenkonstellation ja zu Fontanes Zeiten öffentlich ab. Jedenfalls hatte der letzte Fontane wieder eine größere kritische Distanz zu den politischen Gegebenheiten erlangt. Bis zum Schluß verfolgte der lebenslang eifrige Zeitungsleser die politischen und sozialen Konstellationen und Krisen am Jahrhundertende intensiv, lebte er in der Aktualität seiner Gegenwart.

Was forderte Fontane in seinem letzten Jahr zum kritischen politischen Urteil heraus? Trotz des nun fast 30jährigen europäischen Friedens waren Fontanes letzte 365 Tage keine ruhige Zeit. Im Zeitalter des Hochkolonialismus hatten sich die Konflikte der europäischen Mächte untereinander und auch ihre ›inneren‹ Konflikte ins Weltweite verlagert. Krisenherde überall: Zwischen Spanien und den USA in der Karibik, zwischen China und den europäischen Mächten im fernen Osten - Anfang 1898 zwang Deutschland China Kiautschau auf 99 Jahre als Kolonie ab -, zwischen Großbritannien und Frankreich und Großbritannien und den Buren in Afrika und zwischen Großbritannien und der einheimischen Bevölkerung in Indien, deren Aufstände die Briten rücksichtslos niederschlugen - Folgen des imperialistischen Kolonialismus. Hier war Fontane nie ein unsicherer Passagier gewesen, denn an den Kolonialismus, auch an den christlich missionierenden, hatte er nie geglaubt. Ich »verfolge«, schrieb er im Oktober 1897, »mit großem Interesse die englischen Kämpfe in Indien und am Nil. [...] Die englische Herrschaft in Indien muß zusammenbrechen, [...]. Die ganze Kolonisationspolitik ist ein Blödsinn: ›Bleibe zu Hause, und nähre dich redlich.«

Er sagte den Untergang des britischen Welt- und Kolonialreiches voraus und prophezeite, daß Rußland dessen Platz in der Vorherrschaft der Welt ein-

nehmen würde - in einem Buchtitel ist jüngst das 20. Jahrhundert das »russische« genannt worden⁴³ -, aber auch Rußlands Macht würde nur »eine Episode sein«.⁴⁴ »Die Kanonen und die Gewehre werden immer besser und scheinen die Fortdauer europäischer ›Zivilisation im Pizarrostil‹ vorläufig noch verbürgen zu wollen; aber es geht auch damit auf die Neige, die nichtzivilisierte Welt wird sich ihrer Kraft bewußt werden, [...]«⁴⁵

Von den europäischen Ereignissen von 1898 seien, weil Fontane sie kommentierte, nur zwei erwähnt. 1. Die besorgniserregende Lage der Welt veranlaßte den russischen Zaren knapp einen Monat vor Fontanes Tod, am 24. 8. 1898, den in Petersburg akkreditierten Gesandten durch seinen Außenminister die Einladung zu einer Entwaffnungs- und Friedenskonferenz überreichen zu lassen, die denn auch von Mai bis Juli 1899 in Den Haag stattfand. So wurde Fontanes Todesjahr zum Beginn der internationalen Friedenspolitik, die ohnmächtig die Kriege des 20. Jahrhunderts begleitet hat. Fontane begrüßte die Initiative und hielt sie für »grundehrlich«, aber »es wird nicht viel draus werden«.⁴⁶

2. Die französische Dreyfus-Affäre trat in Fontanes Todesjahr in ihre entscheidende Phase: Im Dezember 1894 wegen Spionage für Deutschland verurteilt, saß der jüdische Hauptmann Alfred Dreyfus auf der Teufelsinsel gefangen, während in Paris seine Anhänger um eine Revision des Verfahrens kämpften. Im November 1897 wurde der wahre Täter entlarvt, aber als er dreist ein Kriegsgerichtsverfahren gegen sich selbst beantragte, wurde er am 11. 1. 1898 freigesprochen. Daraufhin veröffentlichte Emilie Zola im *L'Aurore* seinen sensationellen, »J'Accuse« überschriebenen, an den Präsidenten der Republik gerichteten offenen Brief, in dem er den Staat der Verbrechen gegen Humanität und Gerechtigkeit beschuldigte. Zola wurde im Februar wegen Verleumdung verurteilt und floh, als seine Revision im Juli abgewiesen wurde, nach England. Inzwischen hatte der nach Neuwahlen ernannte Kriegsminister Cavaignac am 7. 7. der Kammer drei Beweisdokumente für Dreyfus' Schuld vorgelegt, die alle sofort als Fälschungen erkannt wurden. Am 30. 8. gestand Major Hubert Henry, eins der Dokumente gefälscht zu haben, und verübte Selbstmord. Kriegsminister und Generalstabschef traten zurück. »Die Affäre, die bisher reinster Balzac war«, schrieb Marcel Proust, einer der aktivsten Anhänger Dreyfus', »ist nun Shakespeare geworden«.⁴⁷ 6 Tage nach Fontanes Tod beschloß der französische Ministerrat einstimmig die Revision des Dreyfus-Prozesses. Das Schuldeingeständnis des Staates begann. »Mein Gott, was für ein Jahrhundertende«,⁴⁸ schrieb die Fürstin Radziwill an General Galliffet, den mutigen neuen Kriegsminister.

Ein Jahrhundertende - und mehr, denn wenn es ein Ereignis in Fontanes letztem Jahr gab, das prophetischen Charakter hatte, so war es die Dreyfus-Affäre. Daß die Staatsautorität, allen voran Kriegsministerium und das

hohe Militär, sich dazu hergab, durch Konspiration, Menschenopfer, Meineid, politische Intrige, Mobilisierung des bezahlten Pöbels, der jüdische Geschäfte plündern und jüdische Wohnviertel zerstören durfte, und unter Erfindung einer internationalen jüdischen Verschwörung - des sogenannten »Syndicat« - und unter dem Deckmantel des Patriotismus einen völlig unschuldigen jüdischen Mitbürger zu ruinieren, war nur der Anfang dessen, womit die Deutschen noch am Ende des 20. Jahrhunderts moralisch, psychologisch, politisch und kulturell fertig werden müssen.

Wie reagierte der unsichere Passagier Fontane? Damit wird das problematischste Kapitel in seinem letzten Jahr berührt, sein Antisemitismus. Fontanes schwankende Beziehung zum Judentum ist in den letzten beiden Jahrzehnten schon mehrfach analysiert worden. Das Bild für das letzte Lebensjahr Fontanes ist eindeutiger als diese Untersuchungen für Fontane insgesamt nahelegen.⁴⁹ Über die Dreyfus-Affäre gibt es nur eine Briefstelle, die Fontanes Einstellung beleuchtet. Sie stammt aus einem Brief an Georg Friedlaender vom März 1998, also vor Major Henrys Geständnis und Selbstmord:

Uebrigens haben sich die Juden in der Zola-Sache gründlich blamirt. Ich war anfangs natürlich ganz Zola, halte auch jetzt noch das ganze Prozeßverfahren (von Dreyfus an gerechnet) für einen Skandal, kann mich aber doch der Thatsache nicht verschließen, daß Zola, Piquart, Labori das Maul furchtbar aufgerissen und bei Gott und allen Heiligen geschworen, aber bis *jetzt* gar nichts bewiesen haben. Glückt ihnen das auch nachträglich nicht, so bezeichnet der Zolaprozeß eine der schwersten Niederlagen, die das moderne Judentum erlitten hat. Auch *das* ist schrecklich, freilich nur nach der andern Seite, daß wir uns in diesem Prozeß, mit Ausnahme Frankreichs selbst, einer vollkommenen Preßverschwörung gegenüberbefunden haben; die europäische Presse ist eine große Judenmacht, die es versucht hat, der gesammten Welt ihre Meinung aufzuzwingen. In dem Gelingen oder Mißlingen dieses großen Versuchs liegt die wahre Bedeutung des Zola-Prozesses, weit über Zola und Dreyfus hinaus.⁵⁰

Fontane war damit von der »Syndicat«-Theorie nicht weit entfernt, da für ihn das Skandalöse der Prozesse gegen Dreyfus und den von selbstloser Wahrheitssuche getriebenen Zola von dem angeblich Skandalösen einer internationalen jüdischen Verschwörung verdrängt wurde, er also durch die Ereignisse letzten Endes nur die eigenen antisemitischen Vorurteile bestätigt fand. Daß er darin nur typisch ist für den generellen Anstieg der judenfeindlichen Gefühle seit dem Berliner Antisemitismustreit vom Ende der 1870er Jahre, entschuldigt ihn, der in seinen letzten Jahren sonst ein so außerordentlich kri-

tisches Auge für die Schäden und Mängel der deutschen Gesellschaft vor der Jahrhundertwende entwickelte, keineswegs. Fontane ragte in dieser Hinsicht aus der Masse seiner ›biedereren‹ Mitbürger nicht heraus, die sich ebenfalls der antisemitischen Stimmung einer Zeit, die in nationalen Kategorien dachte, nicht entziehen konnten und denen es ebenfalls gelang, ihre pauschale Judenfeindschaft unbeirrt mit persönlichen freundschaftlichen Beziehungen zu einzelnen jüdischen Mitbürgern zu vereinbaren. Fontanes bedenklichste und zugleich aufschlußreichste Bemerkung zu diesem Thema aus dem letzten Lebensjahr findet sich bekanntlich in dem Brief an Friedrich Paulsen vom 12. 5. 1898:

Wir standen bis 48 oder vielleicht auch bis 70 unter den Anschauungen des vorigen Jahrhunderts, hatten uns ganz ehrlich in etwas Menschenrechtliches verliebt und schwelgten in Emanzipationsideen, auf die wir noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, die Probe zu machen. Dies ›die Probe machen‹ trägt ein neues Datum und ist sehr zu Ungunsten der Juden ausgeschlagen. Ueberall stören sie (viel viel mehr als früher) alles vermenscheln sie, hindern die Betrachtung jeder Frage als solcher. Auch der Hoffnungsreichste hat sich von der Unausreichendheit des Taufwassers überzeugen müssen. Es ist, trotz all seiner Begabungen, ein schreckliches Volk, *nicht* ein Kraft und Frische gebender ›Sauerteig‹, sondern ein Ferment, in dem die häßlicheren Formen der Gärung lebendig sind, - ein Volk, dem von Uranfang etwas dünnlich Niedriges anhaftet, mit dem sich die arische Welt nun mal nicht vertragen kann. Welch Unterschied zwischen der christlichen und jüdischen Verbrecherwelt! Und das alles unausrottbar.⁵¹

Wer die Historie rückwärts liest, ist vor Mißverständnissen, ja Verfälschungen nicht gefeit, denn die Menschen keiner Epoche konnten in die Zukunft sehen, aber wir sind verpflichtet, die Bedenklichkeit von Fontanes Argumentationskette und ihre Verwandtschaft mit der Naziideologie nicht zu übersehen: Dem Judentum wohne eine rassistisch begründete und daher unausrottbare, das Arische zersetzende Niedrigkeit inne, die die Bekehrung zum Christentum nicht wünschenswert und die Aufklärungsideen des 18. Jahrhunderts obsolet und illusorisch mache.

Was *wir* erfahren haben, ist dies: Es war nicht zuletzt der Zusammenbruch der von Fontane verlorenegegebenen menschenrechtlichen Ideale der Aufklärung des 18. Jahrhunderts,⁵² der die Barbarei des Nationalsozialismus ermöglichte. »An der Schwelle zum 20. Jahrhundert« bedeutet hier Erschreckendes, wobei betont werden muß, daß die Umsetzung des verbreiteten Antisemitismus in die Vernichtung der europäischen Juden den Horizont des Jahrhun-

dertendes noch überstieg und - so fühlt man sich sicher - bei Fontane selbst auf Abscheu gestoßen wäre. Und doch behauptet man auch das mit geringerer Zuversicht, als man sich selber wünscht, denn schon in einem Brief vom 1. 12. 1880 an Mathilde von Rohr sprach Fontane von der »Schuld« und dem so »grenzenlosen Übermut« der Juden, daß er sie gewissermaßen für ihr späteres Schicksal selber verantwortlich machte: »Und das steht mir fest, wenn sie [eine ernste Niederlage] jetzt *nicht* erleiden und sich auch nicht ändern, so bricht in Zeiten, die wir beide freilich nicht mehr erleben werden, eine schwere Heimsuchung über sie herein.«⁵³

Das Unbehagen verstärkt sich noch, wenn man das Zitat des Paulsen- Briefes weiterliest:

Ein Freund von mir, Rath und Richter, aus einer angesehenen und reichen und seit 3 Generationen im Staatsdienst stehenden Judenfamilie, der längst verstorbene Vater orthodoxer Musterchrist, der Sohn selbst klug und gescheidt und mit einem ehrlich verdienten eisernen Kreuz bewaffnet. Und doch Stockjude, so sehr, daß seine feine und liebenswürdige Frau blutige Thränen weint, bloß weil ihr Mann die jüdische Gesinnung nicht los werden kann.⁵⁴

Verdiente der erprobte, bei Fontanes von Frühjahr bis Herbst 1892 anhaltender schwerer Krankheit so hilfreiche Freund Georg Friedlaender, der anderthalb Jahrzehnte lang zu Fontanes geistig anregendstem Umgang gehörte, diese Preisgabe hinter seinem Rücken, dieses von Stereotypen und Vorurteilen, nicht von Einsicht und Sympathie bestimmte Urteil eines hier auch menschlich unsicheren Passagiers? Es ist der bei Fontane seltene Fall, wo man in Versuchung gerät, sein Verdikt vom Januar 1898, »Der Mensch bleibt nun mal eine undankbare Bestie«,⁵⁵ auf ihn selbst zu beziehen.

5

Mehr als die Welt und Europa beschäftigten Fontane Deutschland, Preußen und Berlin. Wenn er das Haus verließ, was nach eigenem Eingeständnis - aber doch wohl untertreibend - »nur noch in ganz seltenen Fällen«⁵⁶ geschah, dann beschränkte er sich zwar meist auf Spaziergänge nördlich der heimischen Potsdamer Straße: »umkreis[t]e den Leipziger Platz«⁵⁷ mit dem Wrangeldenkmal oder die Luiseninsel im Tiergarten. Aber wenn er vom Leipziger Platz aus weiter ins Stadtzentrum ging, dann konnte er sehen, wie Berlin sich eine protzige Pseudo-Renaissance-Architektur zulegte, und sie diente, jeden-

falls in den Augen des jungen Kaisers der Glorifizierung Preußen-Deutschlands und insbesondere der Hohenzollernschen Dynastie.

Auch die Entstehung des architektonischen Projekts, das diese Hohenzollernsche Hauspolitik auf demonstrative Weise unterstrich, konnte Fontane in seinem letzten Lebensjahr wachsen sehen: die der persönlichen Initiative des Kaisers entsprungene, sein eigenes Programm verwirklichende und aus seiner Privatschatulle finanzierte Siegesallee, die im Tiergarten die Verbindung zwischen Kemper- und Königplatz, wo damals noch die Siegessäule stand, künstlerisch bereichern sollte. Sie »zierten« - wenn man es denn so nennen will - nun 32 Standbilder brandenburgischer Herrscher vom 12. bis zum 19. Jahrhundert - ein ausdrucksloses, glatt-heroisches, fürstlicher Propaganda dienendes Skulpturenensemble, das die rückwärtsgerichtete Kulturpolitik des Kaisers nur zu deutlich verriet. Die ersten Denkmalsenthüllungen fanden in Fontanes letztem Lebensjahr statt; und wem noch Zweifel an der staats- und kulturpolitischen Absicht des Kaisers blieben, dem öffnete er mit seiner berückichtigten Rede beim Festmahl mit den beauftragten Bildhauern anlässlich der Einweihung des gesamten Projekts am 18. 12. 1901 die Augen. Dort beschwor er das Mittelalter- und Renaissancemodell als Ideal, bei dem »der Landesherr und kunstliebende Fürst [...] den Künstlern die Aufgaben darbietet«. Er habe die Absicht gehabt, so bekundete er seine Verachtung für sein Volk, »der Welt zu zeigen, daß das Günstigste für die Lösung einer künstlerischen Aufgabe nicht in der Berufung von Kommissionen, nicht in einer Ausschreibung von allen möglichen Preisgerichten und Konkurrenzen besteht«, kurzum, daß öffentlich geförderte Kunst nicht unter Beteiligung von Repräsentanten des Volkes und künstlerischen Fachleuten vergeben wird, sondern ideologische Bedürfnisse und die Hobbies fürstlicher Laien befriedigt.

Dann verdammte der Kaiser die »sogenannten modernden Richtungen« der Kunst, die unter der Flagge der »Freiheit« der »Grenzenlosigkeit, Schrankenlosigkeit, Selbstüberhebung« Vorschub leisten. Die wahre Aufgabe der Kunst bestehe darin,

daß wir den arbeitenden, sich abmühenden Klassen die Möglichkeit geben, sich an dem Schönen zu erheben und sich aus ihren sonstigen Gedankenkreisen heraus- und emporzuarbeiten.

Wenn nun die Kunst, wie es jetzt vielfach geschieht, weiter nichts tut, als das Elend noch scheußlicher darzustellen, wie es schon ist, dann verstündigt sie sich damit am deutschen Volke.⁵⁸

Daß seine Ansicht, »die Kunst, die zur Reklame heruntersteigt, ist keine Kunst mehr«, die plakativ fürstenhuldigende Intention hinter seiner eigenen Siegesallee präzise erfaßte und daß seine Art Fürstenauftrag genau das in der

Zeit völlig irrelevante Kunstgewerbe erzeugte, das er verachtete, entzog sich allerdings der bekanntermaßen beschränkten Einsicht dieses - um Stechlins Kennzeichnung seiner Schwester zu verwenden, die allerdings nicht wie der Kaiser 45, sondern 76 Jahre alt war - »petrefakten« Kunstmäzens. Fontane wäre der Mann gewesen, den realitätsblinden Kaiser über die wirklichen Markt- und Lebensbedingungen der Kunst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts aufzuklären. Kaum ein anderer bedeutender Autor dieser Zeit hatte sie über 50 Jahre lang so am eigenen Leibe erfahren wie er.

Stärker, als das bisher gesehen worden ist, bildet Kaiser Wilhelm II. die durchgängigste, wenn auch oft unausgesprochene negative Hintergrundfigur in Fontanes Äußerungen des letzten Lebensjahres. Der Schriftsteller, der die Kunst der indirekten, ja versteckten Botschaft in seinen späten Romanen zur Vollendung entwickelte und diesen unter anderem dadurch die Komplexität und Unausschöpfbarkeit großer Kunst verlieh, legte sein abschließendes Urteil über den Kaiser, so möchte man vermuten, seinem letzten märkischen Junker in den Mund, denn wenn der alte Stechlin sagt, es handle sich bei dem alten Kaiser Wilhelm I. um den »letzten Menschen, der noch ein wirklicher Mensch war« (DS 293), dann verbot es sich, den jungen Kaiser Wilhelm II. der Gattung homo sapiens zuzurechnen. Pastor Lorenzen bemerkt im Gespräch mit Melusine von Barby, »wir können die römischen Kaiserzeiten, Gutes und Schlechtes, wiederhaben« (DS 273), und zweifellos spielte Fontane damit bewußt auf Ludwig Quiddes im März 1894 erschienene, skandalumwitterte Broschüre *Caligula. Eine Studie über Cäsarenwahnsinn* mit ihren beabsichtigten Parallelen zu Kaiser Wilhelm II. an, in der übrigens »riesenhafte Bauten und Bauprojekte«⁵⁹ als typische Ausdrucksform des Cäsarenwahnsinns ausdrücklich genannt werden.

Unverhohlener und mit eigener Stimme sprach sich Fontane in *Von Zwanzig bis Dreißig* und vor allem in den Briefen des letzten Jahres über den in Deutschland zunehmenden »Byzantinismus«⁶⁰ und den Verlust des »Humanen in der ganzen Oberschicht unserer Gesellschaft«⁶¹ aus. Er verfolgte die Entwicklung zum »persönlichen Regiment« des Kaisers mit größtem Unbehagen, denn die Seele des äußerlich forschen, aber innerlich unsicheren und reaktionären deutschen Regimes war der Kaiser selbst, der auch Berlin seinen Geist aufprägte. Er hatte »das Königtum von Gottes Gnaden« gerade wieder als »Kleinod« und eine »furchtbare Verantwortung vor dem Schöpfer« gefeiert, »von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann.«⁶² Fontane dagegen war »die Gottesgnadenschafts-Doktrin [...] ein Greuel ersten Ranges«,⁶³ aber sie »steht mal wieder in üppigster Blüthe.«⁶⁴ Ihm wurde »bei diesem Rückfall in Anschauungen, die noch über die Stuart-Anschauungen Jacobs II. hinausgehen, himmelangst«⁶⁵ - ein Vergleich, der für Fontane nahelag, denn schließlich hatte er ab November

1848 ein Jahr lang intensiv versucht, die politischen Ereignisse der Revolution im Spiegel von Herrschaft und Hinrichtung des Stuart-Königs Charles I. dramatisch zu bewältigen, was ihm mißlang.⁶⁶ Wenn der verblüffend unorthodoxe Pastor Lorenzen im *Stechlin* erläutert, »Unser Regime« bemüht sich, »dem Niedersteigenden«, nämlich dem Heldischen »eine künstliche Hausse zu geben«, dann fällt es schwer, nicht vor allem an den Kaiser und seinen Hohenzollernschen Heroenkult zu denken; und wenn Lorenzen sich dann zu »einer demokratischen Weltordnung« bekennt, »eine neue Zeit bricht an. Ich glaube, eine bessere und eine glücklichere. Aber wenn auch nicht glücklichere, so doch mindestens eine Zeit mit mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir besser atmen können. Und je freier man atmet, desto mehr lebt man« (DS 273 f.); dann muß man diese Sätze auf dem Hintergrund der Auseinandersetzungen um den Regierungsstil des Kaisers und die politische Lage in Deutschland verstehen, denn die politischen Kommentare im *Stechlin* stehen nie im luftleeren Raum, und man ist aus anderen Äußerungen berechtigt, sie auch als Fontanes Überzeugung anzusehen.

Fontane hatte sich zum bohrenden Kritiker des preußisch-deutschen Gesellschafts- und Regierungssystems entwickelt. Er verfolgte im letzten Lebensjahr das kaiserliche Regime - das ganze Ausmaß des Pathologischen in der Persönlichkeit dieses Herrschers liegt ja seit John Röhls verdienstvoller monumentaler Biographie über Wilhelm II. von 1993 zutage⁶⁷ - mit äußerster Verachtung, die als Zentrum des Übels auch Berlin erfaßte; »der Berliner als »höherer Kulturmensch«⁶⁸ war eine Zielscheibe seines Zorns: »Jede Semmel ist pappig, jedes Stück Fleisch schmeckt nach Kellermuff und kein Buchbinder kann ein Buch *hübsch* einbinden.«⁶⁹ »In Berlin kriegt alles einen Kommißstempel; [...].«⁷⁰ »Sowie man Berlin betritt, ist es mit Schick und Eleganz vorbei. Die Gesichter, die Stoffe, der Schnitt, die Haltung - alles ist von einer leidlichen Durchschnittsmäßigkeit; [...].«⁷¹ Aber das alles war nur Symptom. Die Wurzel lag in der Verkommenheit des politischen und der Obsoletheit des sozialen Systems, darin, daß »in Folge des hier herrschenden Wesens: Hof, Adel, Militarismus, Bureaukratie, - der *eigentlich* hier lebendige Geist traurig gelähmt und unfruchtbar gemacht wird«,⁷² oder kompromißloser noch:

Was jetzt bei uns obenauf ist [...] ist mir grenzenlos zuwider: dieser beschränkte, selbststüchtige, rappschige Adel, diese verlogene oder bornirte Kirchlichkeit, dieser ewige Reserve-Offizier, dieser greuliche Byzantinismus. Ein bestimmtes Maß an Genugtuung verschafft einem nur Bismarck und die Sozialdemokratie, die beide auch nichts taugen, aber wenigstens nicht kriechen.⁷³

Das »womit am ehesten (weil unerträglich geworden) gebrochen werden muß, ist der Militarismus«.⁷⁴ »Ein Volk und Staatswesen«, das durch »Heer und Polizei [...] bestimmt wird, ist weitab von einer wirklichen Hochstufe«⁷⁵ der Kultur. Ein »große[r] Menschheits-auffrischungsprozeß« bereite sich vor, bei dem der 4. Stand eine tragende Rolle spielen werde, weil es schlechterdings keinen Grund gebe, ihn zu diskriminieren: »die Wolken sind noch nicht geladen genug, die Regierungen führen noch das Wort, nicht die leidenschaftlichen Volksempfindungen; sprechen aber erst *diese* mit, so werden wir furchtbare Kämpfe haben, nach deren Abschluß die Welt und die Landkarte anders aussehen wird wie heut.«⁷⁶

Aber zieht Fontane nicht den falschen Schluß, wenn er auch den »Wahl- und Schlachttag«, also die Reichstagswahl vom 16. 6. 1898, bei der die Sozialisten 27% der Stimmen erzielten und die Rechte geschwächt wurde, »zu den gleichgültigsten und wahrscheinlich auch langweiligsten Tagen des Weltgeschichte« zählt: »Dieser ganze Wahlkrepel kann unmöglich der Weisheit letzter Schluß sein. In England oder Amerika vielleicht oder auch gewiß, aber bei uns, wo hinter jedem Wähler erst ein Schutzmann, dann ein Bataillon und dann eine Batterie steht, wirkt alles auf mich wie Zeitvergeudung. Hinter einer Volkswahl muß eine Volksmacht stehn, fehlt die, so ist alles Wurscht.«⁷⁷

Ohnehin blieben auch bei seiner heftigen Kritik an Deutschland Spuren eines unsicheren Passagiers, durch die die gehaßte Figur des Kaisers durch das, was man den ›Geist der Zeiten‹ heißt, nämlich das am Jahrhundertende virulente Denken in nationalen Kategorien, zum geheimen Identifikationsobjekt wurde. Daß wir dieses gelegentliche Mitschwimmen Fontanes in diesem Sog kennen, verdanken wir vor allem Fontanes englischem Briefpartner James Morris, der ihn durch seine Sendungen von politischem Informationsmaterial zu Antworten herausforderte, die als Korrektur eines eindeutig deutschlandkritischen Fontane außerordentlich wichtig sind. Dem Ausländer gegenüber fühlte sich Fontane immer wieder zur Verteidigung eines national deutschen Standpunkts aufgerufen. Im neuen Reich, teilte er Morris im März 1898 mit, könnten endlich »Fünfzig Millionen Deutscher [...] dieselben *nationalen* Ansprüche erheben, die man bei andern Völkern als natürlich und selbstverständlich ansieht. [...] Deutschland ist aus der Vormundschaft heraus, und es bleibt nichts andres übrig, als es seine eigenen Wege gehen zu lassen, auch wenn diese Wege den Erwartungen und Interessen anderer widersprechen«.⁷⁸ Aber schlimmer: Im August verstieg sich Fontane dazu, verbunden mit einigen recht chauvinistischen Bemerkungen gegen die »kindische[n]« Franzosen, das Elsaß als »das so ziemlich urdeutscheste Land« in Anspruch zu nehmen, das Deutschland berechtigt war, »nach zweihundertjähriger Abtrennung wieder erobert zu haben«.⁷⁹

Fontane dachte im letzten Lebensjahr nicht systematisch über die Zukunft nach; er brauchte wie immer die Anregung von außen. Versucht man aber den gemeinsamen Nenner seiner sporadischen Bemerkungen zu finden, dann bietet sich, da er seine eigene Zeit von der »Auflehnung gegen das Natürliche«,⁸⁰ dem »Aufgesteiften«⁸¹ beherrscht sah, für die Ahnung eines neuen Zeitanbruchs am ehesten das Stichwort von der »Rückkehr zum Natürlichen« an, die Fontane im Privaten und Öffentlichen in vielen Bereichen ersehnte und die am Jahrhundertende wegen der Abgestandenheit des geistigen und gesellschaftlichen Klimas auch von vielen Strömungen - etwa der Jugend-, Nacktkultur- und Sportbewegung und der von »primitiven« Einflüssen inspirierten bildenden Kunst - gefordert wurde. Das Stichwort der »Natürlichkeit« konnte bei Fontane das Plädoyer für den »natürlichen« Urlaub - »Stille Plätze, wenig Menschen, ein Buch, ein Abendspaziergang über die Wiese«⁸² -, ebenso meinen wie das für eine einfache Literatur: »Je älter ich werde, je mehr neige ich mich den alten Schulaufsatzthemen, wie »Pfungstausflug nach Freienwalde«, »Die Radler im Grunewald« oder »Berliner Weihnachtsmarkt« zu.«⁸³ Aber es konnte sich auch beziehen auf das Ende der so unnatürlichen kolonialen Weltbeherrschung, auf »ein sich auf sich selbst besinnendes nationales, religiöses und dem uralten Überlieferten angepaßtes Leben«⁸⁴ der Völker und auf die Beseitigung angemaßter Machtpositionen und sozialer Diskriminierungen in der Gesellschaft.⁸⁵

Fontane sah in der Zukunft also halb eine Idylle und halb eine Revolution, halb Rückwendung und halb Neubeginn, halb Sauerstoff und halb Sprengstoff. Wie sagt Pastor Lorenzen in der *Stechlin*: »Lieber mit dem Alten, soweit es irgend geht, und mit dem Neuen nur, soweit es muß.« (DS 31) Daß die bevorstehenden Zeiten nicht friedlich sein würden, drängte sich Fontane im März 1898 auf, denn in sein letztes Lebensjahr fällt - am 18. 3. - der 50. Jahrestag der Revolution von 1848. Der unsichere Passagier hatte sich damals in revolutionärer Gesinnung mit einer alten Theaterknarre daran beteiligt und das Ereignis nach seiner konservativen Wende dann als Redakteur der *Kreuzzeitung* in den 60er Jahren verurteilt. Nun im Alter betrachtete er den Revolutionsversuch historisch richtiger: »Als historisches Ereignis war es eine große Sache, als Heldenleistung urschwach. Scharmützel. Unsere Enkel werden erst die wirkliche Schlacht zu schlagen haben.«⁸⁶

All diese Äußerungen haben nicht das Entrückte, das Servaes auf dem Gesicht des ganz alten Fontane wahrnahm; sie sind vielmehr Ausdruck von Zorn und unmittelbarer Betroffenheit. Als verklärter Geist starb Fontane nicht. Und was den Sinn des Lebens betrifft, blieb er ein unsicherer Passagier bis ganz zuletzt. Unversöhnt standen sich die beiden lebenslang in ihm widerstreiten-

den Einstellungen noch zuletzt gegenüber: der reformatorische Destinations- und Schicksalsglaube, daß »schließlich [...] doch alles gerecht«⁸⁷ sei, und die gelegentlich bis ins Mephistophelische reichende Lebensskepsis. Mit den sinnfindenden Worten des alten Stechlin - »Das Ich ist nichts - damit muß man sich durchdringen. Ein ewig Gesetzliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er ›Tod‹ heißt, darf uns nicht schrecken. In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn« (DS 372) - kontrastiert Fontanes eigene nüchterne Einschätzung 2 Tage vor seinem Tod: »Ein so glückliches und bevorzugtes Leben und doch: ›Was soll der Unsinn?‹ Dies kann man beinahe wörtlich nehmen; in der Politik gewiß, und in Religion und Moral ist alles Phrase. Früher statuierte ich Ausnahmen; jetzt kaum noch.«⁸⁸

Es sei zum Schluß ganz kurz ins Persönliche zurückgeblendet: 4 Tage vor Fontanes Tod fand in der Wohnung Potsdamer Straße ein besonderes Ereignis statt: die offizielle Verlobung der einzigen Tochter Martha, deren bis dahin mangelndes Lebensglück sie selbst und ihre Eltern betrübt hatte. Es berührt merkwürdig, daß Emilie bei der intim-familiären Feier fehlte. Warum? Im Rückblick mag sie es bedauert haben, daß sie nach dem Karlsbader Aufenthalt noch bei ihrer Freundin Johanna Treutler in Blasewitz bei Dresden Station gemacht hatte; sonst nämlich wäre sie beim Tod ihres Mannes anwesend gewesen und hätte nicht einen Tag später von dem Sohn Friedel nach Berlin zurückgeholt werden müssen. »Hat er noch schwer gelitten?«, war nach dessen Erinnerung ihre erste Frage; und dann sagte sie: »Es war ein schönes Leben an seiner Seite. Ich könnte es gleich noch einmal beginnen.«⁸⁹ Ein Leben mit Fontane - wir leben es noch 100 Jahre nach seinem Tod und haben dabei *einen* Vorteil. Ein halbes Jahr vor seinem Tod fragte Fontane seine Tochter: »Wie wird die Welt nach hundert Jahren aussehen?«⁹⁰ Wir wissen es!

Anmerkungen

¹Franz Servaes, *Theodor Fontane. Ein literarisches Portrait*. Berlin und Leipzig, o. J. [1900], S. 11 f.

²Kurt Tucholsky, *Ausgewählte Werke*. Ausgewählt und zusammengestellt von Fritz J. Raddatz. Reinbek 1965, S. 358, 360.

³Was Fontane dazu wohl gesagt hätte, wo doch der Dialog in seiner spielerischen Leichtigkeit und der Präzision der sozialen Sprachdifferenzierung

dem seinen durchaus verwandt war, ohne daß es zu dieser Zeit einen Einfluß Fontanes auf Schnitzler gegeben hätte?

⁴An Martha Fontane, 9. 3. 1898 (HB 4.701).

⁵An Friedrich Spielhagen, 1. 1. 1898 (HB 4.684).

⁶An Frau Meyer, 1. 1. 1898 (HB 4.683).

⁷An Friedrich Spielhagen, 1. 1. 1898 (HB 4.684).

⁸Martha Fontane, Brief an Franz Servaes, 2. 3. 1905. Zit. nach *Fontane Blätter* H. 61 (1996), S. 46f.

⁹An Ludwig Hahn, 3. 4. 1870 (»Theodor Fontane, Ein unveröffentlichter Brief aus dem Jahre 1870 und seine Hintergründe. Mitgeteilt und kommentiert von Dr. Gotthard Erler«, in: *Fontane Blätter* H. 29 (1979), S. 346.

¹⁰An Mathilde von Rohr, 1. 12 1880 (HB 4.113).

¹¹An Friedrich Fontane, 16. 6. 1898 (HB 4.728).

¹²An James Morris, 14. 3. 1898 (HB 4.702).

¹³An Georg Friedlaender, 15. 3. 1898 (HB 4.703).

¹⁴An Friedrich Spielhagen, 11. 10. 1897 (HB 4.669).

¹⁵Da Fontane 2 Tage vorher aber bei einem »opulenten Diner« einer »Kaviarsauce (Zum Karpfen)« so zugesprochen hatte, daß sie ihm »einen gehörigen Stoß« (an Paul Schlenther, 2. 12. 1897, HB 4.679) gab, ist übertriebenes Mitleid vielleicht doch unangebracht.

¹⁶*Tagebücher* 2.268 (Jahresbericht 1897).

¹⁷Ebd. (Jahresbericht 1898).

¹⁸An Georg Friedlaender, 29. 8. 1898 (HB 4.743).

¹⁹An Emilie Fontane, 18. 9. 1898 (HB 4.757).

²⁰An Emilie Fontane, 20. 9. 1898 (HB 4.759).

²¹»Was ich wollte, was ich war« (AFG 2.519).

²²Die geruhsame Karlsbader Ferienroutine, wie Fontane sie in einem Brief an Mete im Spätsommer 1893 beschrieb, war 5 Jahre später sicher noch eingefahrener: »Unser Tag verläuft wie folgt: um 6 1/2 auf, um 7 1/2 an den Theresienbrunnen [...], von 7 1/2 bis 9 Spaziergang bis zum »Posthof«, das Tepelthal hinauf, und auf dem Heimwege Gebäckekauf [...]. Von 9 bis 9 1/2 Frühstück. Dann schläft sich Mama viertelstundenweise durch den Vormittag durch, während ich [...] lese. Dann Toilette, d. h. bei Mama, das alte Spitzenkleid wird angezogen, bei mir ein neuer Hemdkragen wird umgebunden. [...] Dann folgt das Diner: halbes Rebhuhn, hinterher eine Mehlspeise und ein Glas Pilsener. Von 2 bis 4 Stillsitzen in unsrer Wohnung und Erörterung der lieben alten Fragen: »wird es schwül bleiben oder wird es regnen, oder wird ein Gewitter kommen oder wird es bloß wetterleuchten?« Nach endlicher Feststellung, daß das eine so gut möglich ist, wie das andre, geht es um 4 zu Pupp, um Kaffe bez. Milch oder auch bloß Gieshübler zu trinken. [...] Die Session bei Pupp dauert bis 6. Dann wieder

Spaziergang bis zum »Posthof«, auf dem Heimwege Schinkeneinkauf [...], gegen 8 Abendbrot und um 9 in die Klappe.« (21. 8. 1893, HB 4.279).

²³Ebd., S.673.

²⁴Martha Fontane, Brief an Anna Witte. Zit. nach *Jb. d. dt. Schiller Ges.* 4 (1960), S. 398.

²⁵An Maximilian Harden, 4. 3. 1898 (HB 4.336).

²⁶An Ernst Heilborn, 4. 8. 1899 (HB 4.738).

²⁷AFG 2.104.

²⁸An Fritz Mauthner, 2. 1. 1898, in: *Fontane Blätter* H. 39 (1985), S. 20.

²⁹Theodor Fontane jun., »Beziehungen zu meinem Vater«, in: *Fontane Blätter*, H. 20 (1974), S.239,259.

³⁰An Julius Lohmeyer, 9. 2. 1898 (HB 4.698).

³¹An Clara Stockhausen, 8. 10. 1897 (HB 4.669).

³²An Georg Friedlaender, 7. 7. 1898 (HB 4.732).

³³An Ernst Heilborn, 23. 9. 1897 (HB 4.668).

³⁴An Ferdinand Meyer, 17. 9. 1898 (HB 4.754).

³⁵An Heinrich Jacobi, 5. 1. 1898 (HB 4.415).

³⁶An Wilhelm Hertz, 12. 12. 1897 (HB 4.510).

³⁷An James Morris, 14. 3. 1898 (HB 4.703).

³⁸»Was ich wollte, was ich wurde« (AFG 2.510).

³⁹Reuter, S. 866.

⁴⁰AFG 2.520.

⁴¹An Friedrich Paulsen, 29. 11. 1897 (HB 4.678).

⁴²John C. G. Röhl, *Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859-1888*. München 1993, S. 413. Vgl. den bei Röhl zitierten Brief Stoeckers an Kaiser Wilhelm I. vom 23. 9. 1880: »Für Berlin steht es in den Augen der Vaterlandsfreunde so, daß der jüdische und der christliche Geist um die Herrschaft kämpfen; sie oder wir - das ist die Losung.« (Ebd., S. 416) Auch Peter Goldammer findet Fontanes Bemerkung vom Stoeckertum in *Der Stechlin* befremdend: »Was immer Fontane damit gemeint haben mag: ein christlichsoziales Programm ohne Antisemitismus gewiß nicht.« (»Nietzsche-Kult - Antisemitismus - und eine späte Rezension des Romans *Vor dem Sturm*«, in: *Fontane Blätter*, H. 56 [1993], S.61).

⁴³Brian Moynahan, *The Russian Century. A History of the Last Hundred Years*. London 1994.

⁴⁴An James Morris, 26. 10. 1897 (HB 4.671).

⁴⁵An James Morris, 6. 1. 1898 (HB 4.687).

⁴⁶An James Morris, 30. 8. 1898 (HB 4.744).

⁴⁷Marcel Proust an Genevieve Straus. Zit. nach George Painter: *Marcel Proust. A Biography*. New and expanded edition in one volume. New York 1987, vol. I., p. 233.

- ⁴⁸Zit. nach Barbara Tuchman: *The Proud Tower. A Portrait of the World Before the War 1890-1914*. London/ Basingstoke 1980, S. 177.
- ⁴⁹Die 5 bei der Potsdamer Fontane-Konferenz »Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts« vom 13.-17. 9. 1998 gehaltenen Vorträge zu Fontanes Verhältnis zum Judentum und die jüngste Publikation zum Thema, Michael Schneider: »*Kommen Sie Cohn.*« *Fontane und die »Judenfrage«* (Berlin 1998), veranlassen mich nicht, meine Ausführungen zu revidieren.
- ⁵⁰An Georg Friedlaender, 15. 3. 1898 (HB 4.705). Wie man dem *Tagebuch der Baronin Spitzemberg. Aufzeichnungen aus der Hofgesellschaft des Hohenzollernreiches*. (Ausgew. und hg. von R. Vierhaus. Mit einem Vorwort von P. Rassow. Göttingen, ²1961, S. 366) entnehmen kann, war man sogar in Berliner Hofkreisen schon im Februar von der Unschuld Dreyfus' überzeugt. Das sei »ein fürchterlicher Gedanke angesichts der gräßlichen Martern, denen dieser Mann ausgesetzt ist«. Aber die »modernen Barbaren [...] haben sich so verrannt, so festgelogen, daß sie aus Selbsterhaltungstrieb weiter lügen und betrügen müssen, gestützt von der in gekränkter nationaler Eitelkeit und Judenhaß rasenden Menge«.
- ⁵¹HB 4.714.
- ⁵²Peter Goldammer (a. a. O., S. 59) sieht in der »Absage an die Ideen und Ideale der Aufklärung« »die eigentliche Ursache für Fontanes Juden-Gegnerschaft«. Fontane wandte sich schon in einem bei Goldammer (S. 57) zuerst abgedruckten Brief an Arthur Deetz vom 18. 11. 1880 gegen die Aufklärungsideale.
- ⁵³HB 3.113.
- ⁵⁴HB 4.714.
- ⁵⁵An Karl Eggers, 4. 1. 1898 (HB 4.684).
- ⁵⁶An Julius Lohmeyer, 9. 2. 1898 (HB 4.698).
- ⁵⁷An Friedrich Stephany, 13. 3. 1898 (HB 4.702).
- ⁵⁸*Das persönliche Regiment. Reden und öffentliche Äußerungen Wilhelms II.*, zusammengestellt von Wilhelm Schröder. München 1907, S. 56.
- ⁵⁹Julius Quidde, *Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus*. Mit einer Einleitung hg. von Hans-Ulrich Wehler. Frankfurt am Main, 1977. S. 69.
- ⁶⁰ZD 256; an Georg Friedlaender, 2. 11. 1896 (Briefe Friedlaender, S. 305).
- ⁶¹Ebd., S. 305.
- ⁶²Bei einem Festbankett in der Rheinprovinz am 31. 8. 1897, in: *Quidde*: a. a. O., S. 181 f.; vgl. zur Durchgängigkeit von Wilhelms Überzeugung seines Gottesgnadentums Röhl, a. a. O., S. 289 ff.
- ⁶³An Fritz Mauthner, 9. 5. 1898, in: *Fontane Blätter*, H. 39 (1985), S. 21.
- ⁶⁴An Friedrich Paulsen, 13. 7. 1898 (HB 4.733).
- ⁶⁵An James Morris, 5. 2. 1898 (HB 4.697).

⁶⁶Aber was bewegte ihn nun, genau 50 Jahre später, nicht mehr Charles I., sondern James II., als Inkarnation des Gottesgnadentums zu beschwören?

⁶⁷Vgl. Anm. 42.

⁶⁸An Friedrich Stephany, 11. 12. 1897 (HB 4.681).

⁶⁹An Georg Friedlaender, 3. 2. 1898 (HB 4.695).

⁷⁰An Karl Eggers, 4. 2. 1898 (HB 4.685).

⁷¹An Emilie Fontane, 13. 9. 1898 (HB 4.752).

⁷²An Gustav Keyßner, 29. 12. 1897 (HB 4.682).

⁷³An Georg Friedlaender, 2. 11. 1896 (Briefe Friedlaender, S. 305).

⁷⁴An James Morris, 26. 10. 1897 (HB 4.671).

⁷⁵An Gustav Keyßner, 14. 5. 1898 (HB 4.718).

⁷⁶An James Morris, 6. 1. 1898 (HB 4.687).

⁷⁷An Friedrich Fontane, 16. 6. 1898 (HB 4.728).

⁷⁸An James Morris, 7. 3. 1898 (HB 4.700).

⁷⁹An James Morris, 30. 8. 1898 (HB 4.744).

⁸⁰An Gustav Keyßner, 29. 12. 1897 (HB 4.682).

⁸¹An James Morris, 13. 5. 1898 (HB 4.716).

⁸²An Theodor Fontane jun., 29. 8. 1898 (HB 4.743).

⁸³An Friedrich Spielhagen, 22. 11. 1897 (HB 4.677)

⁸⁴An James Morris, 26. 10. 1897 (HB 4.671).

⁸⁵Mit welchen Hindernissen solch größere soziale Gerechtigkeit in Fontanes Todesjahr zu rechnen hatte, zeigt sich etwa an der Erklärung des Deutschen Ärztetages von 1898, der sich gegen eine größere Anzahl von weiblichen Medizinstudenten wehrte, weil davon »1. Kein erheblicher Nutzen für die Kranken, 2. Mehr Schaden als Nutzen für die Frauen selbst, 3. Mindestens kein Nutzen für die deutschen Hochschulen und Wissenschaft, 4. Eine Minderung des ärztlichen Ansehens, 5. Kein Förderung des allgemeinen Wohles zu erwarten« sei. (Zit. nach: *Deutsche Sozialgeschichte 1870-1914. Dokumente und Skizzen*, hg. von Gerhard A. Ritter und Jürgen Kocka. München³1982, S. 421).

⁸⁶An Friedrich Stephany, 29. 3. 1898 (HB 4.709).

⁸⁷An James Morris, 13. 5. 1898 (HB 4.717).

⁸⁸An Emilie Fontane, 18. 9. 1898 (HB 4.757 f.).

⁸⁹Friedrich Fontane: *Wie mein Vater starb*. (1929), zit. nach *Fontane Blätter*, H. 28 (1978), S. 314).

⁹⁰An Marthe Fontane, 20. 3. 1898 (HB 4.706).